In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 143. Posen, den 13. Dezember 1927. Nr. 143.

Der Seewolf.

Von Jack London.

7. Fortsetzung.

„So, du kannst „Nap“ spielen!“ sagte Wolf Larsen vergnügt. „Ich hätte mir denken können, daß ein Engländer das Spiel kennt. Ich hab' es selbst auf englischen Schiffen gelernt.“

Thomas Mugridge war außer sich vor Freude, daß er sich an einen Tisch mit dem Kapitän setzen durfte. Sein Dünkel und seine peinlichen Anstrengungen, sich die ungezwungene Haltung eines Mannes zu geben, der von Geburt an für einen würdigen Platz im Leben ausersehen ist, würden ekelerregend gewesen sein, hätten sie nicht so lächerlich gewirkt. Meine Gegenwart ignorierte er völlig. Seine blassen, wässerigen Augen schwammen in Verzückung.

„Hol' die Karten, Hump,“ befahl Wolf Larsen, als sie am Tische Platz nahmen. „Und bring' Zigarren und Whisky aus meiner Koje.“

Als ich wiederkam, hörte ich gerade, wie der Koch sich in Andeutungen erging, daß irgendein Geheimnis über ihm läge: daß er der Sohn eines vornehmen Herrn sei und Geld bekäme, wogegen er sich hätte verpflichten müssen, England nicht wieder zu betreten. Ich hatte die gewohnten Schnapsgläser gebracht, aber Wolf Larsen schüttelte den Kopf und gab mir einen Wink, daß ich Wassergläser bringen sollte. Ich füllte sie zu zwei Drittel mit unvermischtem Whisky — ein „Gentlemangetränk“, sagte Thomas Mugridge —, sie stießen auf gutes Spiel an, steckten sich Zigarren an und begannen dann, die Karten zu mischen und auszuteilen.

Sie spielten um Geld. Sie erhöhten die Einsätze. Sie tranken Whisky, leerten die Gläser, und ich holte mehr. Ich weiß nicht, ob Wolf Larsen betrog oder nicht — er wäre sicher fähig dazu gewesen —, aber jedenfalls gewann er andauernd. Der Koch machte wiederholt einen Abstecher nach seiner Koje, um Geld zu holen. Jedesmal schwankte er mehr, brachte aber immer nur einige wenige Dollar auf einmal.

Schließlich setzte er unter der Beteuerung, er könne verlieren wie ein Gentleman, sein letztes Geld und verlor. Worauf er den Kopf auf die Hände sinken ließ und weinte. Wolf Larsen betrachtete ihn neugierig.

„Hump,“ sagte er mit vollendeter Höflichkeit zu mir, „wollen Sie die Freundlichkeit haben, Herrn Mugridges Arm zu nehmen und ihm an Deck zu helfen. Er fühlt sich nicht ganz wohl. — Und sagen Sie Johanson, daß er ihn mit ein paar Pützen Seewasser duschen soll.“

Ich überließ Herrn Mugridge an Deck den Händen einiger grinsender Matrosen, die Johanson zu diesem Zwecke gerufen hatte. Als ich die Kajütstreppe hinabstieg, um den Tisch abzuräumen, hörte ich ihn kreischen; der erste Guß hatte ihn getroffen.

Wolf Larsen zählte seinen Gewinn.

„Genau hundertfünfundachtzig Dollar!“ sagte er laut. „Gerade wie ich mir dachte. Der Lump kam ohne einen Cent an Bord.“

„Und Ihr Gewinn gehört mir, Käptn,“ sagte ich beherzt.

Er beehrte mich mit einem spöttischen Lächeln. „Ich habe mich seinerzeit ein wenig mit Grammatik beschäftigt, Hump, und ich glaube, Sie bringen die Zeiten durcheinander. „Hat mir gehört,“ hätten Sie sagen sollen.“

„Hier ist nicht die Rede von Grammatik, sondern von Ethik,“ erwiderte ich.

Er ließ eine Weile verstreichen, ehe er sprach.

„Wissen Sie, Hump,“ sagte er bedächtig und mit einem rätselhaften Klang von Traurigkeit in der Stimme, „wissen Sie, daß dies das erstemal ist, daß ich auf diesem Schiffe das Wort Ethik höre. Und Sie und ich sind die einzigen an Bord, die die Bedeutung dieses Wortes kennen. — Es gab eine Zeit in meinem Leben,“ fuhr er nach einer Pause fort, „da ich davon träumte, mit Männern sprechen zu dürfen, die eine solche Sprache redeten, mich aus der Lebensstellung, in der ich geboren war, emporzuheben und Umgang zu pflegen mit Menschen, die über Dinge wie Ethik sprachen. Es ist das erstemal, daß ich dies Wort aussprechen höre. — Aber das nur nebenbei! Sie haben unrecht. Dies hat weder etwas mit Grammatik noch mit Ethik zu tun, es handelt sich einfach um eine Tatsache.“

„Ich verstehe,“ sagte ich. Um die Tatsache, daß Sie jetzt das Geld haben.“

Seine Züge erhellten sich. Meine schnelle Auffassung schien ihm zu gefallen.

„Aber wir umgehen die eigentliche Frage,“ fuhr ich fort, „die des Rechtes.“

„Ach!“ bemerkte er und zog den Mund schief. „Ich sehe, Sie glauben noch an so etwas wie Recht und Unrecht.“

„Glauben Sie denn nicht daran? — Gar nicht? —“ fragte ich.

„Nicht die Spur. Macht ist Recht, das ist alles, was darüber zu sagen ist. Schwäche ist Unrecht. Es ist gut für einen Menschen, wenn er stark, schlecht für ihn, wenn er schwach ist — — oder noch besser: es ist angenehm, stark zu sein, weil man Vorteil davon hat, es ist peinlich, schwach zu sein, weil es Verlust bedeutet. Der Besitz dieses Geldes ist etwas Schönes. Sein Besitz ist angenehm. Und da ich die Möglichkeit habe, es zu besitzen, wäre es ein Unrecht gegen mich selbst, wenn ich es Ihnen gäbe und mich des Vergnügens, es zu besitzen, beraubte.“

„Aber Sie begehen ein Unrecht gegen mich, wenn Sie es behalten,“ wandte ich ein.

„Keineswegs. Ein Mensch kann kein Unrecht gegen den anderen begehen. Nur gegen sich selbst.“

„Sie glauben also nicht an Altruismus?“ fragte ich.

Er sann einen Augenblick nach, als hätte das Wort für ihn einen fremden, aber doch nicht ganz fremden Klang.

„Warten Sie mal, heißt das nicht so etwas wie Zusammenarbeit?“

„Nun ja, so etwas Aehnliches,“ erwiderte ich. „Eine altruistische Handlung ist eine solche, die man zum Wohle anderer vollbringt. Sie ist uneigennützig, im Gegensatz

zu der eigennützigen Handlung, die man zu seinem eigen Vorteil begeht.“ Er nickte. „O ja, jetzt erinnere ich mich. Ich habe bei Spencer darüber gelesen.“

„Spencer!“ rief ich. „Sie haben Spencer gelesen?“

„Nicht sehr viel,“ räumte er ein. „Ich verstand allerhand von seinen „Grundprinzipien“, aber ich konnte mit dem besten Willen nicht verstehen, worauf er hinauswollte. Ich habe damals die Ursache in meiner geistigen Unvollkommenheit gesucht, bin aber später zu der Ueberzeugung gelangt, daß mir die Voraussetzungen fehlten. Aber von seinen „Ethischen Daten“ habe ich doch etwas gehabt. Und darin fand ich eine Abhandlung über Altruismus und weiß jetzt auch, in welcher Bedeutung er das Wort anwandte.“

„Was haben Sie sonst noch darin gefunden?“ fragte ich. Er runzelte leicht die Stirn vor Anstrengung, einen treffenden Ausdruck für Gedanken zu finden, denen er noch nie Worte verliehen hatte. Ich spürte in mir einen geistigen Hochmut. Jetzt tastete ich seine Seele ab, wie er die anderer abzutasten pflegte.

„Mit so wenigen Worten wie möglich,“ begann er, „sagt Spencer etwa folgendes: Zunächst muß ein Mensch zu seinem eigenen Besten handeln — das ist moralisch und gut. Dann muß er zum Besten seiner Kinder handeln. Und drittens zum Besten seiner Familie.“

„Und die höchste, vornehmste und einzig richtige Handlungsweise,“ warf ich ein, „ist die, die gleichzeitig ihm selbst, seinen Kindern und seiner ganzen Familie frommt.“

„Das unterschreibe ich nicht ganz,“ erwiderte er. „Ich kann weder die Notwendigkeit noch die Vernunft davon einsehen. Ich nehme Familie und Kinder aus. Für sie würde ich nichts opfern. Das ist nichts als Sentimentalität. Ohne Aussicht auf etwas anderes als den Tod und nur die kleine Spanne dieses Lebens vor mir, würde mir eine Handlung, die mir ein Opfer auferlegt, unsinnig erscheinen, wäre Torheit — ja, nicht nur Torheit, sondern ein Unrecht gegen mich selbst.“

„Dann sind Sie ein Mann, dem man alles zutrauen kann, sobald man seinem Eigennutz in die Quere kommt.“

„Jetzt fangen Sie an, zu begreifen,“ sagte er lebhaft.

„Sie sind ein Mensch, völlig bar dessen, was man Moral nennt.“

„Stimmt.“

„Ein Mensch, den man immer fürchten muß — —“

„Richtig. Jetzt kennen Sie mich. Und Sie kennen mich so, wie ich allgemein bekannt bin. Andere nennen mich „Wolf“.“

„Ich lese jetzt gerade Browning,“ sagte er plötzlich. „Er ist recht trocken. Ich bin noch nicht weit gekommen und habe so ungefähr die Richtung verloren.“

Um den Leser nicht zu ermüden, will ich nur berichten, daß ich das Buch aus seiner Kabine holte und ihm vorlas. Er war entzückt. Immer wieder unterbrach er mich mit Erklärungen und kritischen Bemerkungen. Als ich fertig war, ließ er es mich noch einmal und dann zum drittenmal vorlesen. Wir gerieten in eine Unterhaltung über Philosophie, Wissenschaft, Religion. Er war zuweilen ungenau wie jeder Autodidakt, besaß aber zugleich die Sicherheit und Planmäßigkeit des primitiven Geistes. Sein einfacher Gedankengang war seine Stärke.

Die Zeit verstrich. Das Abendbrot näherte sich, und noch war der Tisch nicht gedeckt. Ich wurde unruhig und ängstlich, und als Thomas Mugridge, krank und grämlich, die Treppe herunterkam, schickte ich mich an, meinen Pflichten nachzukommen. Aber Wolf Larsen rief ihm zu:

„Köchlein, du mußt heute allein das Essen besorgen. Hump hat für mich zu tun, und du mußt sehen, allein fertig zu werden.“

Und wieder wurde das Unerwartete Ereignis. Diesen Abend saß ich mit dem Kapitän und den Jägern bei Tische, während Thomas Mugridge uns bediente und hinterher das Geschirr aufwusch — eine Grille Wolf Larsens, für die ich, wie ich voraussah, büßen sollte.

*

Drei Ruhetage, drei gesegnete Ruhetage hatte ich bei Wolf Larsen. Ich saß in der Kajüte und tat nichts, als über Leben, Literatur und Universum mit ihm zu disputieren, während Thomas Mugridge schäumend und wütend meine Arbeit neben der seinen verrichtete.

„Sei auf deiner Hut,“ warnte Louis mich. „Der Mann ist so unberechenbar wie die Strömungen in See und Luft. Du weißt nie, was er will. Wenn du meinst, du kennst ihn und segelst vor günstigem Wind mit ihm, so schlägt er um und liegt still, um dann plötzlich wie ein Wirbelsturm über dich herzufahren, daß all deine Schönwettersegel in Fetzen reißen.“

Es war daher keine völlige Ueberraschung für mich, als das von Louis prophezeite Wetter kam. Wir hatten einen heißen Disput und, übermütig geworden, zeichnete ich einen zu scharfen Riß von Wolf Larsen und seinem Leben. Tatsächlich zergliederte ich ihn bei lebendigem Leibe und wühlte in seiner Seele genau so scharf und unerbittlich, wie er es bei den anderen zu tun pflegte. Sein sonnengebräuntes Gesicht wurde schwarz vor Wut, seine Augen funkelten. Sie drückten nicht Klarheit oder gesunden Verstand mehr aus, sondern nichts als die entsetzliche Raserei eines Wahnsinnigen. Jetzt sah ich den Wolf in ihm und noch dazu einen tollen.

Mit Gebrüll sprang er auf mich los und packte meinen Arm. Ich hatte mich ermannt und wollte standhalten, obgleich ich innerlich zitterte, aber die riesige Kraft dieses Mannes war zuviel für meine Standhaftigkeit. Seine Hand hatte mich am Oberarm gefaßt, und als er zupackte, sank ich zusammen und schrie laut. Ich hatte das Gefühl, als wäre der Oberarm zu Brei gequetscht.

Er schien wieder zu sich zu kommen, denn ein heller Schimmer trat in seine Augen, und er ließ mich mit einem kurzen Lachen los. Ich stürzte zu Boden, während er sich hinsetzte, sich eine Zigarre ansteckte und mich beobachtete wie die Katze die Maus. Ich konnte in seinen Augen die Neugier lesen, die ich so oft bei ihm bemerkt hatte. Ich raffte mich auf und kroch die Treppe hinauf. Das schöne Wetter war vorbei, und mir blieb nichts übrig, als wieder in die Kombüse zu gehen. Mein linker Arm war völlig gefühllos, und es vergingen Tage, ehe ich ihn wieder gebrauchen konnte, Wochen, bis er ganz gesund war. Und dabei hatte Wolf Larsen nichts getan, als meinen Arm mit seiner Hand umschlossen und gedrückt. Was er möglicherweise hätte tun können, ging mir erst am nächsten Tage auf, als er mit erneuter Freundlichkeit fragte, wie es meinem Arm ginge.

„Es hätte schlimmer werden können,“ lächelte er.

Ich schälte Kartoffeln. Er nahm eine aus dem Eimer. Sie war ungewöhnlich groß, fest und ungeschält. Er umschloß sie mit einer Hand, preßte sie zusammen, und die Kartoffel spritzte zwischen seinen Fingern hervor.

Aber die Ruhezeit brachte mir noch eine Unannehmlichkeit, die ich vorausgesehen hatte. Offenbar hatte Thomas Mugridge im Sinne, mich für diese drei Tage büßen zu lassen. Er behandelte mich niederträchtig, verfluchte mich unausgesetzt und wälzte seine eigene Arbeit auf mich ab. Er wagte es sogar, die Faust gegen mich zu erheben, aber ich war selbst wie ein wildes Tier geworden und fauchte ihm so grimmig ins Gesicht, daß er ängstlich zurückfuhr. Er starrte mich nur ebenso bösartig und haßerfüllt an wie ich ihn. Ein Paar wilder Tiere waren wir, zusammen eingesperrt und zähnefletschend. Er war ein Feigling, fürchtete sich, mich zu schlagen, weil meine Furcht nicht groß genug war, und so suchte er einen neuen Weg, mich einzuschüchtern. Es gab nur ein Küchenmesser, das zur Waffe taugte. Viele Jahre Gebrauch und Abnutzung hatten die Klinge dünn und biegsam geschliffen. Es sah gräßlich aus, mich hatte es jedesmal geschaudert, wenn ich es benutzen mußte. Der Koch lieh sich einen Wetzstein von Johanson und begann das Messer zu schärfen. Er tat es mit großer Umständlichkeit, indem er mich während der ganzen Prozedur bedeutsam anblickte. Die Schneide wurde so scharf wie ein

Rasiermesser. Er prüfte sie am Daumenballen oder am Nagel. Er rasierte sich die Haare auf dem Handrücken und fand immer noch irgendwo eine leichte Unebenheit. Und dann wetzte er weiter, bis ich laut hätte lachen mögen, so unsagbar lächerlich war es.

Und doch war es ernst genug, denn ich sollte erfahren, daß er wohl imstande war, das Messer zu gebrauchen, daß unter seiner Feigheit ein Mut der Feigheit steckte, der, wie der meine mich, ihn zwingen konnte, aller Furcht zu trotzen. „Der Doktor schärft sein Messer für Hump," begann man unter den Matrosen zu flüstern, und manche neckten ihn damit. Er aber legte das günstig aus, freute sich und nickte mit furchteinflößender Geheimnistuerei, bis George Leach, der frühere Kajütsjunge, einen rohen Scherz über den Gegenstand machte. Nun hatte sich Leach zufällig unter den Matrosen befunden, die Mugridge nach seinem Kartenspiel mit dem Kapitän hatten duschen müssen. Leach war seiner Aufgabe offenbar mit einer Gründlichkeit nachgekommen, die Mugridge nicht verziehen hatte, denn jetzt gab ein Wort das andere, und die Beleidigungen schwirrten durch die Luft. Schließlich drohte Mugridge ihm mit dem Messer. Leach lachte und überschüttete ihn noch mehr mit Gemeinheiten. Aber ehe ich wußte, was geschah, war sein rechter Arm durch einen raschen Schnitt aufgeschlitzt. Der Koch fuhr zurück, ein teuflisches Grinsen auf seinem Gesicht und das Messer in Verteidigungsstellung vorgehalten. Aber Leach blieb ganz ruhig, obgleich das Blut wie ein Springbrunnen auf das Deck spritzte.

„Ich krieg' dich schon noch, Köchlein," sagte er, „und dann wird's dir nicht glimpflich gehen. Ich hab' keine Eile. Du wirst kein Messer zur Hand haben, wenn ich mit dir abrechne."

Mit diesen Worten drehte er sich um und entfernte sich gelassen. Mugridges Gesicht war fahl vor Angst. Er sah, was er getan, und ahnte, was er von dem Verwundeten früher oder später zu erwarten hatte. Aber mir gegenüber benahm er sich schlimmer als je. Bei aller Furcht vor Vergeltung konnte er doch die Wirkung seiner Tat auf mich sehen und wurde immer herrschsüchtiger und übermütiger. Dazu war bei dem Anblick des vergossenen Blutes ein an Wahnsinn grenzendes Gelüst in ihm erwacht.

(Fortsetzung folgt.)

Heine-Anekdoten.

Zu seinem 130. Geburtstag am 13. Dezember 1927.

Zusammengestellt von H. Berger.

(Nachdruck verboten.)

Heinrich Heine, der große Spötter, der so stark war im Hassen, so überreich im Lieben, war im Grunde seines Wesens sehr wohltätig, und er gab gern allen Notleidenden, die an ihn herantraten oder die er fand. Selbst solche, die aus feindlichem Lager kamen, unterstützte er, wenn es nötig war. Aber er glaubte, er müsse seine mitleidige Regung irgendwie zynisch entschuldigen und pflegte zu sagen: „Ich liebe es, von Zeit zu Zeit meine Visitenkarte beim lieben Herrgott abzugeben."

*

In Bonn hat der damals sehr beliebte Vortragskünstler Sydow Heinrich Heine, sich in sein Stammbuch eintragen zu wollen. Heine war gern dazu bereit und nahm Platz, um einen Augenblick zu überlegen, was er dem gefeierten Deklamator schreiben solle. Da bemerkte er, daß Sydow hinke, fragte sofort erstaunt und teilnahmsvoll nach der Ursache und erfuhr, Sydow leide sehr an schmerzenden Hühneraugen. Nach wenigen Sekunden hielt der Rezitator sein Stammbuch wieder in Händen, bereichert um folgenden Eintrag aus Heines Feder:

„Augen, die nicht ferne blicken,
Und auch nicht zur Liebe taugen,
Aber ganz entsetzlich drücken,
Sind des Sydow Hühneraugen."

*

Im Jahre 1847 gab ein Schriftsteller Püttmann einen Dichteralmanach heraus, der stark politisch eingestellt war und dessen Mitarbeiter u. a. Freiligrath, Alfred Meißner usw. waren. Püttmann bat auch Heine um einen Beitrag und gab der Meinung Ausdruck, daß er sicher sei, Heine würde mit der politischen Richtung und Einstellung sicherlich einverstanden sein. Heines Antwort besagte, er sei nicht nur mit Püttmanns Richtung, sondern auch mit dessen Hinrichtung durchaus einverstanden.

Heine und seine Gattin trafen auf einer Reise nach dem Süden mit dem Violinvirtuosen Ernst in Lyon zusammen. Das Ehepaar Heine war schon auf der Rückreise nach Paris, während Ernst noch einige Konzerte in Südfrankreich zu geben hatte. Er bat deshalb den Dichter, einem Freunde, einem homöopathischen Arzt, eine der berühmten Lyoner Würste nach Paris mitzunehmen. Es sind dies riesige Würste gewesen, die in Staniolpapier verpackt waren und in Paris sehr begehrt wurden. Die Reise im Postwagen war wohl nicht nur langwierig, sondern auch langweilig, und Frau Mathilde beschloß, die Langeweile mit Essen zu bekämpfen. Zunächst kamen die eigenen Vorräte daran; dann aber lockte die große Wurst, von der man doch gut ein Stückchen abschneiden konnte. Sie war ja so schon schwierig unterzubringen, und da auch Herr Heinrich einwilligte, so wurden zunächst zwei Scheiben abgeschnitten, dann wieder zwei; und da die Reise wahrhaftig arg lange dauerte, so wurden oftmals zwei Scheiben abgeschnitten, bis schließlich nur ein ganz kleines Stück übrig blieb. Heines Situation war nun sehr peinlich. Er hatte sich an anvertrautem Gut vergriffen. Sein Witz allein konnte ihn retten! Mit dem Rasiermesser schnitt er eine sehr durchsichtige Scheibe von dem Wurstrest ab und schickte diese mit folgendem Brief an den Arzt:

„Geehrter Herr! Ihre Forschungen haben ergeben, daß Millionteile die größten Wirkungen äußern. Empfangen Sie hiermit den millionsten Teil einer Lyoner Salami. Falls die Homöopathie irgendwie auf Wahrheit beruht, wird er die gleiche Wirkung erzielen wie die ganze Wurst."

*

Heines Krankheit dauerte allzu lange, so daß die anfangs recht häufigen Krankenbesuche schließlich zur großen Seltenheit wurden. Heine wurde durch das Alleinsein aber immer verbitterter und zynischer. Eines Tages nun wurde Hector Berlioz gemeldet. Da rief Heine, der sich hastig aufrichtete, aus: „Was! Jemand besucht mich! Berlioz bleibt doch immer originell!"

Wer wird mein Mann? Wer wird meine Frau?

Die Frage nach dem Bräutigam und der Braut.

Von Eugen Isolani.

(Nachdruck verboten.)

Daß jeder gern einen Blick in das unbekannte Land der Zukunft tun möchte, jeder gern zu wissen wünscht, wie das Schicksal ihm das Leben gestalten wird, ist menschlich erklärlich, ob man nun abergläubisch vermeint, auf irgendeine Weise den Schleier lüften zu können, oder ob man aufgeklärt genug ist, zu wissen, daß keine Macht der Erde uns auch nur über die kommende Stunde Gewißheit zu geben vermag. Ja, für denjenigen, der die Unmöglichkeit kennt, sich Gewißheit über die Zukunft zu verschaffen, muß die Frage nach derselben noch weit interessanter sein; ihm erscheint ja der Schleier, der sie verhüllt, um so dichter, um so undurchdringlicher.

Für diejenigen aber, so da hoffen und glauben, mit irgendeinem Mittel, mit irgendeines Menschen Hilfe eindringen zu können ins unbekannte Land künftiger Tage, war zu allen Zeiten immer die Frage nach dem B r ä u t i g a m und nach der B r a u t die w i c h t i g s t e und interessanteste. Kein Wunder, denn der „Zukünftige" ist für viele die Zukunft selbst; mit ihm ist das ganze Glück des Lebens verknüpft.

Die Zukünftige des Mannes bedeutet zwar für diesen nicht in demselben Maße immer das Schicksal überhaupt; aber auch für ihn ist die Frage doch wichtig genug von jeher gewesen, daß sie ihm am meisten am Herzen lag, wenn er auf irgendeine Weise in die Zukunft zu schauen glaubte.

Die Wichtigkeit dieser Frage kenn auch alle diejenigen, welche auf den Aberglauben und die Unwissenheit der Menge spekulieren, die Wahrsagerinnen und ähnliche Spekulanten auf die Leichtgläubigkeit derer, die nicht alle werden; sie fabeln stets ihren Klientinnen vom Bräutigam vor, und auf den Jahrmärkten, Vogelwiesen und anderen Volksfesten hat die „Briefmaschine", welche die Antwort auf diese Lebensfrage gibt, stets den besten Zuspruch. Der Inhalt der Briefe dieser Maschine war ein „gedruckter Planet", d. h. eine Prophezeiung auf Grund astrologischer Regeln, die sich vermutlich nur in dieser Form aus dem grauen Mittelalter bis auf unsere Tage erhalten haben und ferner eine Photographie — in den Briefen, die für Damen bestimmt waren, natürlich eine Herrenphotographie, in den Briefen für Herren ein Damenbildnis.

Tief eingewurzelt im Volke erscheint dieser „Wissensdrang", und es hat etwas Rührendes all die zahlreichen Geheimmittel der Heiratslust zu überblicken, mit denen sich insbesondere die deutsche Mädchenwelt jene Fragen zu beantworten suchten und oft genug noch suchen.

Sankt A n d r e a s, dessen griechischer Name schon auf einen Mann hinweist, Sankt T h o m a s, Sankt J o h a n n e s, der Apostel der Liebe, das sind die drei Schutzpatrone derer, die gern heiraten wollen. Die Kalendertage dieser drei Heiligen sind neben dem Weihnachts- und Silvesterabend besonders günstig für die Herzensfrage nach dem Zukünftigen.

Aber die Mittel, mit denen man die Frage an das Schicksal stellt, sind für jeden dieser Tage verschieden; und welches die wirksamsten Mittel sind, ist noch nicht ergründet worden.

Am Andeasabend, das ist am Abend vor dem 30. November, und besonders in der Nacht, die dem Andreastage voraufgeht, werden verschiedenartige Mittel angewandt. In manchen Gegenden begnügt man sich, genau auf die Träume in dieser Nacht zu achten, denn man ist des Glaubens, daß man den Zukünftigen in

dieser Nacht zu erblicken vermag, natürlich auch die Braut. In Schlesien werfen die Mädchen in ihrer Kammer am Andreasabend einen Pantoffel rückwärts über den Kopf. Liegt er mit der Spitze nach der Tür zu, so kommt sicher in demselben Jahre der Bräutigam; wenn aber die Spitze nach innen gekehrt ist, so bleibt das Mädchen in dem Jahre ledig.

Schauerlich ist ein Verfahren wißbegieriger Mädchen am Rhein. Diese legen sich am Andeasabend verkehrt in das Bett, mit dem Kopf am Fußende, sprechen die Gottlosen: „Ich lege mich nieder in des Teufels Namen!" Um Mitternacht erscheint dann der Teufel — und stellt dem Mädchen den Zukünftigen vor; erscheint er nicht, bleibt sie das Jahr ledig. Freilich sind nicht alle Mädchen so beherzt, das verzweifelte Mittel anzuwenden. In Thüringen decken am Andreasabend die Mädchen um Mitternacht den Tisch, legen Messer und Gabel darauf, öffnen das Fenster, und vor diesem erscheint dann der künftige Tisch- und Lebensgenosse.

Die Mittel, welche am Thomstage (21. Dezember) zur Anwendung kommen, sind von anderer Art. Die Heiratslustigen sprechen an diesem Tage im Holsteinischen eine bestimmte Anzahl Vaterunser; werden sie dabei nicht unterbrochen, so kommt in diesem Jahre der Liebste gewiß, sie zu holen. Können sie ohne Störung die gewünschte Anzahl Gebete nicht verrichten, bleiben sie ledig

Komplizierter ist ein Liebesorakel, das am Weihnachtsabend im Braunschweigischen Aufklärung über die wichtige Frage gibt. Die Mädchen müssen spät am heiligen Abend hinausgehen an den Gartenzaun, an dem sie so lange rütteln, bis eine Planke losbricht. Diese wird an einen verborgenen Ort gestellt, und beim ersten Läuten am ersten Christtage in den Ofen gelegt, beim zweiten Läuten wird sie weiter hineingeschoben, und beim dritten Läuten stellt sich die Heiratslustige an das Fenster, und sieht, wer zuerst vorbeigeht; ist es ein altes Weib, so bleibt das Mädchen in dem kommenden Jahre noch ledig; ist es aber ein alter Mann, oder ein kleiner Junge, so ist die Hochzeit nahe. Mit nicht geringer Spannung horchen an jenem Abend die schönen Mädchen in Sachsen auf das Sausen des Windes im Ofen, denn aus seinen verschiedenen Tönen kann man sicher auf Stand und Beruf des künftigen Gatten schließen.

Das Blei- und Zinngießen am Silvesterabend ist in ganz Deutschland bekannt. Es ist immerhin auch das amüsanteste aller Liebesorakel, weil dabei Witz und Phantasie Spielraum haben. Aus der Form, die das geschmolzene Blei oder Zinn im kalten Wasser annehmen, bestimmt man die Heirat derjenigen, die das Orakel befragen.

In Ostpreußen tritt an die Stelle des Bleis das Eiweiß, das in ein Glas Wasser geschüttet wird. In der Wetterau eilen die schönen Bleigießerinnen auf die Straße, um den ersten ihnen begegnenden Knaben nach seinem Taufnamen zu fragen, denn dieser ist auch der Taufname des Zukünftigen. In Tirol aber versammeln sich die jungen Burschen und Mädchen, stellen sich um eine Wanne Wasser, schreiben jeder den Namen auf ein Zettelchen, das sie in eine Nußschale legen. Dann werden diese Schiffchen ins Wasser gesetzt, und die, die sich miteinander vereinigen, werden Verlobte Diese Befragung ist insofern die vorteilhafteste, als es ohne praktische Ergebnisse dabei nicht abläuft.

Französische Anekdoten.

Einem Bischof wurde erzählt, daß ein Abbé seiner Diözese die Gewohnheit hatte, jeden Satz mit dem lateinischen Wort „distinguo" („ich unterscheide") zu beginnen.

Der Bischof lud den Abbé zum Essen ein und legte ihm zum Scherz und um ihn in Verlegenheit zu bringen, folgende knifflige Frage vor: „Herr Abbé, kann man mit Bouillon taufen?"

Der schlagfertige Abbé erwiderte hierauf zur allgemeinen Erheiterung: „Distinguo, Exzellenz, mit der Bouillon Ihrer Tafel kann man es nicht, aber mit der Bouillon des Priesterseminars kann man es unbedenklich!"

*

Die unwürdige Lebensführung Ludwigs XV. und seine wachsende Gleichgültigkeit gegenüber allen Staatsgeschäften verminderte rapide die Achtung vor dem Monarchen und damit auch vor dem Königtum. Diese Tatsache gab Anlaß zu folgender beißenden Bemerkung der Herzogin von Orleans:

Im Beginn des Siebenjährigen Krieges verbreitete sich in Paris und Versailles das Gerücht, Friedrich der Große wäre gefangen genommen worden und würde nach Frankreich gebracht werden. Man teilte dieses Gerücht sogleich der Herzogin mit, die sich in Versailles in großer Gesellschaft befand, und sie rief aus: „Ach, das würde mich freuen, ich möchte so gern einmal einen richtigen König sehen!"

*

Graf A. wollte von Versailles nach Paris fahren, hatte aber seinen Wagen nicht zur Verfügung. Er wandte sich an den Marquis M., der, wie er hörte, im Laufe des Nachmittags mit seinem Wagen den Weg zu machen beabsichtigte.

„Herr Marquis, Sie fahren heute nach Paris, sicherlich in Ihrem eigenen Wagen?"

„Jawohl, Graf, kann ich Ihnen mit irgend etwas dienen?"

„Sie würden mir einen Gefallen tun, wenn Sie meinen Rock mitnehmen wollten."

„Sehr gern, und wo soll ich ihn bei der Ankunft abgeben?"

„O, machen Sie sich keine Sorge darüber, ich werde selbst in meinem Rock stecken."

Das Wasser rauscht.

Von Hans Siemsen.

Haben Sie schon mal in einem Gebirgsdorf übernachtet? — Das Schönste daran ist das Rauschen der kleinen Bäche und Gewässer, die von den Bergen kommen und talabwärts rieseln, fließen, strömen. Die ganze Nacht hindurch weht ihr leiser Gesang zum offenen Fenster hinein und begleitet unsern Schlaf und Halbschlaf, wie ein unaufhörliches Wiegenlied. —

Aber das ist noch gar nichts gegen eine nicht gut funktionierende Wasserleitung, die in den Wänden eines großen Mietshauses gluckert, raunt und singt, wie ein schlafloser, emsiger Hausgeist.

Alle Mieter sind böse. Sie können nicht schlafen. Sie sind Wiegenlieder nicht mehr gewöhnt. — Ich bin gar nicht böse. Ich schlafe herrlich. Ich habe die Fenster aufgemacht, vor denen draußen die Frühlingsnacht umherweht. Ich mache die Augen zu und übersetze mir das Gluckern und Raunen der lädierten Wasserleitung in die Sprache der kleinen, rastlosen Bäche und Gewässer, die durch die Nacht des einsamen Dorfes von den Bergen hernieder talabwärts eilen. Es ist nicht schwer, zu übersetzen. Es ist im Grunde die gleiche Sprache. Wasser ist Wasser. Auch in der Wasserleitung eines modernen Mietshauses. — Schon singt mich mein Wiegenlied in leisen Halbschlaf.

Und wenn der Portier mich am Morgen fragt: „Hat Ihnen die Wasserleitung ooch wieder gestört?" — dann antworte ich: „Mich? Nein! Nicht im geringsten!"

■ Aus aller Welt. ■

Eine neue Komödie von Hans Alfred Kihn. Die neue Komödie von Hans Alfred Kihn „Die Eselsklippen" kam am 5. Dezember in Dresden zur Uraufführung.

Amerikanische Wahlpropaganda. Im Staate Illinois ließ ein Kandidat ein Wahlplakat aushängen, das nur zwei Photographien und einen kurzen Text aufwies. Das eine Bild stellte einen hübschen, energischen Menschen, das heißt ihn selbst dar, und das andere Bild einen greisenhaft aussehenden Mann, das heißt den Gegenkandidaten. Der Text bestand aus den Worten: „Warum wollen Sie nicht mich wählen? Tun Sie es nicht, müssen Sie den anderen wählen."

14 Millionen Bubiköpfe in den Vereinigten Staaten. Fräulein Gertrude Lane, die Herausgeberin einer nordamerikanischen Frauenzeitschrift, hat der Menschheit einen großen Dienst erwiesen. Sie hat nämlich ausgerechnet, wieviel es in den Vereinigten Staten von Amerika Bubiköpfe gibt. Dabei ist sie auf die Zahl von rund 14 Millionen gekommen. Aber Fräulein Gertrude Lane ist bei dieser einfachen Feststellung nicht stehengeblieben. Sie hat auch ausgerechnet, welches Gewicht das Haar ausmacht, das sich Frauen und Mädchen haben abschneiden lassen. Diese abgeschnittenen Haare machen eine ganz ansehnliche Last aus, nämlich 3400 Tonnen oder 68 000 Zentner. Jeder Bubikopf wäre demnach im Durchschnitt um annähernd ein halbes Pfund erleichtert worden.

Konsumstatistik eines Films. Der Chaplinfilm „Zirkus" machte eine Menagerie notwendig, wobei die Tiere gegen 60 000 Pfund Fleisch, Karotten und Kartoffeln verschlangen, aber auch die Menschen nicht mäßig waren. Die 2000 Mitwirkenden tranken 13 000 Liter Limonade, 3000 Liter Sodawasser, aßen 5706 Würstchen, kauten 1517 Kaugummitabletten und labten sich bei 1806 Brezeln.

Ein merkwürdiger Ofen. Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts war es Mode, den Kachelöfen alle möglichen und unmöglichen Formen zu geben, denn sie sollten nicht wie Oefen aussehen, sondern in einer besonderen Schmuckgestalt das Zimmer zieren. So fertigte man zum Beispiel Oefen an in Form von großen Urnen, die auf einem Postament standen, oder auch antike Säulen, manchmal aber in Gestalt massiver Schränke. Ein solcher Schrankofen, der damals im Hause eines Bürgers in der Stadt Wels in Oberösterreich stand, war aber besonders seltsam gestaltet, denn er ahmte die Form eines Bücherschrankes nach. Las man aber die deutlich ausgeprägten Büchertitel, so stellte es sich heraus, daß sich nur Schriften der Reformatoren Luther und Calvin in dem Schranke befanden, die auf diese Weise sinnbildlich verbrannt werden sollten.

■ Fröhliche Ecke. ■

Der Sachverständige. Erste Verkäuferin: „Ich habe gehört, daß Frauen viel besser Schmerzen aushalten können als Männer." — Zweite Verkäuferin: „Wer sagte dir das, dein Arzt?" — „Nein, mein Schuster!"

*

Lache, und die Welt lacht mit dir, weine, und du wirst das Rot deiner Wangen verderben.

*

„Und was antwortete Papa, als du ihm sagtest, deine Liebe zu mir ließe dich nachts nicht schlafen?" — Er bot mir eine Stelle als Nachtwächter in seiner Fabrik an."

*

„Was ist das Heilmittel für Liebe auf den ersten Blick?" — „Der zweite."

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.